



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Wagner, Hans: Die Irangiexpedition

urn:nbn:de:gbv:46:1-908



Die Irangiexpedition

Don Hans Wagner



Gerüchte von Goldfunden in Deutsch-Ostafrika sind nichts neues mehr. Neulich noch konnte der Gouverneur von Deutsch-Ostafrika, Generalmajor Liebert, in Leipzig einen Brief vorlesen, worin jemand wieder eine solche Entdeckung mitteilte. Bisher haben sich diese Meldungen leider immer nicht bestätigt. Wenigstens aber sind wir für alle Fälle gesichert, denn die Juristen unserer Kolonialverwaltung haben es sich nicht nehmen lassen, schleunigst ein Schürfgesetz dem gewaltigen Kodex von Kolonialgesetzen einzuverleiben.

Als Mann der Praxis erwies sich dagegen Premierleutnant Werther, dem ebenfalls ein Gerücht von Goldfunden zu Ohren gekommen war. Bei seiner Rückkehr von der Dampferexpedition nach dem Viktoria Nyanza (1893) hielt sich Premierleutnant Waldemar Werther nämlich auf einige Zeit in der den mittlern Hochländern des nördlichen Deutsch-Ostafrika zugehörigen Landschaft Irangi auf. Dort in dem Dorfe Kondoa zeigte ihm ein befreundeter Araber zufällig einige Körnchen Gold und erzählte ihm, er habe diese in einem Bache gefunden und möchte wohl wissen, ob es sich lohne, darnach weiter zu forschen. Der Mann war angeblich Elefantenjäger und pflegte sich in den Gegenden von Umbaywa aufzuhalten. Werther fragte ihn genau aus, wo er den Fund gemacht habe, und gewann die Überzeugung, daß der Bach, der Fundort der Goldkörnchen, ein Zufluß des Kwoaiflusses sein müsse. Sofort nach seiner Rückkehr nach Deutschland machte sich Premierleutnant Werther daran, seine Entdeckung praktisch zu verwerten. Er gewann einige Hamburger für seinen Plan und begründete zur Ausbeutung der etwa im Irangigebiete vorhandenen Mineralschätze eine Gesellschaft. Diese Irangigesellschaft erhielt vom kaiserlichen Auswärtigen Amt eine Konzession, die ihr in einem größern Bezirk im mittlern Hochlandsgebiet auf längere Jahre das alleinige Schürfrecht sowie Ländereien in einem gewissen Umfange gewährte. Als Gegenverpflichtung sollte die Gesellschaft unverzüglich eine Expedition zur Erforschung der betreffenden Landschaften ausrüsten. Das that sie denn auch. Mit der Führung der Expedition wurde Werther selbst betraut und ihm als Fachleute

der Bergingenieur L. v. Toppelskirch und als Mineraloge Freiherr W. v. Firkcs beigegeben.

Am 6. Mai 1896 reisten die erstgenannten beiden Herren nach Deutsch-Ostafrika ab und begannen sofort nach ihrer Ankunft mit der Bildung der Karawane. Am 12. Juli 1896 brach die Expedition von Bagamoyo auf. Herr v. Firkcs mußte bald, infolge von Fieberanfällen und Ameisenbissen krank, nach Deutschland zurückkehren, während die andern beiden Herren ihrem Ziele zustrebten. Der Weg führte mit Umwegen nach Mpuapua in nordwestlicher Richtung nach Kondoa in Frangi, dann durch die prachtvollen Hochgebirgslandschaften des sogenannten ostafrikanischen Grabens und führte dann, nachdem das Salzseegebiet, der Giasfi- und Hohenlohesee durchforscht waren, wieder nach der Küste zurück. Die Ergebnisse dieser Forschungsreise sind in einem sehr beachtenswerten Werke niedergelegt, das kürzlich erschienen ist. *)

Wer das Buch zur Hand nimmt, weil er sich für Goldfunde interessiert, wird enttäuscht werden. Über das Thema „Gold“ wird in dem Werke wenig und nur beiläufig gesprochen. Eine kurze Notiz des Geologen v. Toppelskirch belehrt uns, daß abbauwürdige Mineralien fast gar nicht gefunden wurden. Vielleicht wollte auch die Frangigesellschaft die ihr etwa gewordne Mitteilung von solchen Funden nicht vorzeitig preisgeben. Mehrere male hatte die Expedition aber Gelegenheit, Legenden von Goldfunden den Garaus zu machen. So wollten französische Missionare in Mpuapua im Mpuerobach Gold gefunden haben, das sich aber bei näherer Untersuchung als goldglänzender Glimmer herausstellte. In Kondoa wurden später im Sarifluffe thatsächlich Goldspuren entdeckt, die aber, wie Werther erzählt, immer nur Spuren blieben, ein Fund von wissenschaftlichem, aber nicht praktischem Werte. Obwohl nun der ursprüngliche Zweck der Expedition, Gold zu finden, nicht erreicht scheint, hat sie doch eine große Bedeutung wegen ihrer wertvollen wissenschaftlichen Resultate. Werther ist ein tüchtiger Geograph, diese seine Erforschung des abflußlosen Gebietes unsrer Kolonie sichert ihm einen Ehrenplatz in der wissenschaftlichen Welt. Die Sammlungen, die er zurückbrachte, sind von Fachgenossen verarbeitet und die Resultate in Monographien dem Reisewerke einverleibt, das sich somit aufs würdigste der stattlichen Anzahl hervorragender Werke anreicht, die im letzten Jahrzehnt über unsre Kolonie erschienen sind.

Werther hat aber noch ein ganz besondres Interesse. Er war der Mann, auf den gewisse Kreise Hoffnungen für einen ausgiebigen Kolonialskandal setzten. Von der Antiflavereexpedition her stand er in dem Rufe der Rücksichtslosigkeit

*) Die mittlern Hochländer des nördlichen Deutsch-Ostafrika. Wissenschaftliche Ergebnisse der Frangieexpedition 1896—1897, nebst kurzer Reisebeschreibung. Im Auftrage der Frangieexpedition herausgegeben von dem Führer der Expedition, Premierleutnant Waldemar Werther. Berlin, S. Paetel, 1898.

und übergroßen Schneidigkeit. Der Weltreisende des Berliner Tageblatts, E. Wolf, hat ihn sogar unerhörter Grausamkeit geziehen. Werther sollte einen franken Askari unterwegs haben liegen lassen. Diesen Askari, der nach E. Wolfs Bericht angefault und von Hyänen angefressen worden war, traf Werther nun aber auf dieser zweiten Reise wohlgemut wieder. Wie der Askari erzählte, hätte er sich in einem Palmenwald ausgeruht. Da wäre Wolf des Wegs gekommen und hätte ihm angeboten, ihn mittragen zu lassen. Das hätte der Askari abgelehnt, weil er sich als Soldat nicht tragen lassen wollte. Darauf hätte ihn Wolf ins nächste Dorf schaffen lassen. Wie die Sache sich nun auch verhalten haben mag, jedenfalls herrschte in der Kolonie selbst gegen Werther eine ablehnende Stimmung. Denn als er auf seiner Frangierexpedition beim Gouvernement darum einkam, eine militärische Bedeckung (sechzig Magazin-gewehre) mitnehmen zu dürfen, wurden ihm Schwierigkeiten gemacht. Diesmal war der „grüne Tisch“ nachsichtiger als die „Männer der Praxis.“ Denn das Auswärtige Amt erteilte ihm „schlankweg,“ wie Werther sagt, die Genehmigung, und nach einigem Zögern gab sie auch der Gouverneur.

An Unannehmlichkeiten wegen seiner Schneidigkeit fehlte es Werther denn auch nicht auf seiner Frangierexpedition. Die Expedition mußte bekanntlich abgebrochen werden, weil ein von Werther entlassener Feldwebel ihm beim Gouvernment harte Dinge nachgesagt hatte. Die Sache hat damals viel Staub aufgewirbelt. Es scheint aber Werther gelungen zu sein, sich zu rechtfertigen, denn man hat nichts Belastendes mehr gegen ihn vernommen. Jedenfalls gehört Werther zu den sogenannten „schneidigen Afrikanern.“ Er denkt nicht daran, auf dem Zuge durch die Wildnis das sieggewohnte Monocle abzulegen, dieses Rüstzeug des Sch-Menschen, dagegen verzichtet er drüben auf Europas übertünchte Höflichkeit und zieht ein kurzes Schnellfeuer einem langen Schauri vor. Blut hat denn auch auf der Frangierexpedition wieder mehr als einmal fließen müssen. Die Ansichten über Behandlung der Eingebornen sind ja, wie man weiß, geteilt. Man stelle nur Werther, Peters und Wiszmann nebeneinander. Wiszmann verurteilt die „Schießerei“ aufs energischste und ist augenscheinlich auch kein besondrer Freund Werthers gewesen. Er hat seinen bewundernswerten Zug „durch Afrika von West nach Ost“ ohne jedes Blutvergießen gemacht, er ist der ruhige und bescheidne Offizier, zugleich aber Diplomat. Werther ist der junge thatendurstige Offizier. Er hält stramme Disziplin in seinem Lager, duldet keine Ausschreitungen der Expeditionsmitglieder, aber er ahndet auch die geringste Ungezogenheit der Eingebornen sofort mit der Waffe. Er glaubt das seiner Offizierehre schuldig zu sein und ist nebenbei auch noch überzeugt, daß das die einzig richtige Art der Behandlung von Eingebornen ist. Das ist wenigstens ein Standpunkt. Werther nimmt übrigens mehrfach Gelegenheit, die Richtigkeit dieses Standpunkts an praktischen Beispielen zu erhärten.

Peters wiederum hat eine ganz andre Art von Schneidigkeit, wie man aus seinen eignen Reisetwerken ersehen kann. Er läßt keine Gelegenheit vorübergehen, dem „schwarzen Gefindel“ mittels blauer Bohnen mores beizubringen. Er schildert dann diese Kämpfe mit der ganzen epischen Breite von Hintertreppenromanen und unterläßt es nie, den Effekt zu stärken, indem er an solche Schilderungen allerhand schwermütige und geistreiche Betrachtungen über Schopenhauer anknüpft. Das macht die Peterssche Reiseberichterstattung unerfreulich. Werther dagegen renommiert nicht, und darum wird er aus seinen Reisetwerken heraus auch dem sympathisch, der seinen Standpunkt nicht teilt. Dazu kommt noch, daß er in wissenschaftlicher Beziehung sehr ernst zu nehmen ist, was bei Peters keineswegs der Fall ist. Seinen Lesern tritt Werther sehr bald nahe. Er hat einen frischen flotten Plauderton, dem man allerdings hin und wieder die Kasinoschule anmerkt, seine Darstellung ist witzig und fesselnd, und wo es sein muß auch manchmal recht scharf und beißend. Dabei urteilt Werther über koloniale Fragen in so vorurteilsfreier vernünftiger Weise, daß man ihn auch von dieser Seite schätzen lernt. Er warnt z. B. eindringlich vor den Kolonialphantaften, die mehr schaden als die Pessimisten. Denn infolge der Vorspiegelungen jener würden viel Menschen und viel Kapital unnütz geopfert. Er verdammt es aufs entschiedenste, daß so viele waghalsige Behauptungen in die Welt geschleudert würden, ehe durch Untersuchungen eine genaue Sachkenntnis erworben worden sei.

Zu diesen waghalsigen Behauptungen rechnet Werther z. B. die von der absoluten Fieberfreiheit in Deutsch-Ostafrika. Er leugnet es entschieden, daß irgend eine Gegend fieberfrei sei. Seiner Ansicht nach hängt das Bestehen der Malaria nicht von der Meereshöhe des betreffenden Ortes, sondern von seiner Feuchtigkeit ab. Er kommt damit also auf den Fischerschen Grundsatz zurück, daß Ostafrika da gesund sei, wo es unfruchtbar, d. h. trocken, und ungesund, wo es fruchtbar, d. h. feucht sei. Besonders der Pflanzler und der Bauer, der fruchtbare, d. h. feuchte Gebiete auffuchen müsse, könne sich dem Fieber nie entziehen. Das klingt wenig tröstlich, Werther aber will dieses abweisende Urteil nicht so verstanden wissen, als hieße „ungesund“ tödlich. Bei vernünftiger Lebensweise könne es ein Europäer wohl einige Jahre aushalten.

